

Zeitschrift: Heimatschutz = Patrimoine
Herausgeber: Schweizer Heimatschutz
Band: 41 (1946)
Heft: 1: Heimatschutz und Muttersprache = Comment sauvegarder nos vieux langages

Artikel: Neue Mundartdichtung
Autor: Hägni, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-173278>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die uns in der hochdeutschen Erfassung wohlvertraut sind, auch schweizerdeutsch zu veröffentlichen. Schließlich empfehlen wir eine Kunstform, welche keiner un-erprobt lassen sollte. Es ist der mundartliche Brief an Eltern, Geschwister, Kinder und Freunde; besonders in die Fremde, wo das Vorlesen einer solchen Urkunde aus der Heimat oft zum stillen Feste wird. Erst wer so ein paar Schritte in der Richtung der Dichter zu gehen versucht, wird ihre Meisterschaft erkennen und die Werke gründlich genießen.

Georg Thüerer.

Neue Mundartdichtung

Wenn alle diejenigen, die unsere Mundartdichtung als eine Literatur mindern Grades betrachten, sich die Mühe nehmen würden, die Mundartbücher auch wirklich zu lesen, wäre das törichte Gerede von der bloßen Heimattümelei, satter Selbstzufriedenheit, Selbstbespiegelung und Selbstvergötterung längst verstummt, denn dann müßten diese Kritiker billigerweise gestehen, daß ihr Urteil, wenn es überhaupt einmal zu Recht bestand, zum mindesten heute den Tatsachen nicht mehr gerecht wird. Wenn auch der Stoffkreis der Mundartdichtung im ganzen ein beschränkterer ist als derjenige der hochdeutschen Dichtung, und in dieser Welt — der Welt der Bauern, Handwerker und Kleingewerbetreibenden vornehmlich — subtile philosophische Fragen und Haarspaltereien keinen Platz finden, wird doch auch hier ernsthaft am Leben herumgerätselt, nach dem höhern Sinn des Daseins gefragt, aufrichtig und inbrünstig um Erkenntnis und Klarheit gerungen — meistens an entscheidenden Wendepunkten, nach herben Schicksalsschlägen oder im Angesicht des Todes. Der Unterschied gegenüber dem sogenannten Gebildeten besteht vielleicht nur darin: diese Menschen entfernen sich nie so weit von der «Wirklichkeit», dem tätigen Leben, daß dieses «Philosophieren» zum bloßen Spiel mit Worten, mit dem Geiste würde. Es handelt sich dabei also weniger um philosophische Dichtung als um dichterische Pädagogik. Der Mundartdichter setzt sich mit voller Absicht die Erziehung des Menschen zum brauchbaren Gliede der Gesellschaft zum Ziel.

Gewiß, die Fragen nach den Vieh-, Heu- und Obstpreisen, der rationellsten Art zu wirtschaften und das Land zu bebauen, spielen in diesen Büchern auch eine Rolle. Der Mundartdichter würde ja die Wirklichkeit verfälschen, wollte er diese Dinge übergehen oder in Abrede stellen; aber es ist nicht so, daß diese Menschen nur Sinn hätten für das, was einen «greifbaren Nutzen» abwirft. Übrigens hat auch rein stofflich die neuere Mundartdichtung diesen engen «kleinbürgerlichen» Rahmen zum Teil längst gesprengt und Probleme und geistig seelische Bezirke in den Kreis der Darstellung einbezogen, die ebensowohl der Gefühls- und Gedankenwelt des Intellektuellen wie «des Mannes aus dem Volke» zugehören. Vorab in der Lyrik und der Versdichtung überhaupt. Der Glarner *Georg Thüerer* hat sogar mit einem *Legendenspiel* «Ursus, stand uf!», aus der Zeit, da der heilige Fridolin an der obern Linth das Christentum verkündete, in die tiefsten Gründe der Seele hineingeleuchtet.

Aber auch Erzähler, vor allem der Schaffhauser *Albert Bächtold*, stellen schlechthin alle Probleme zur Diskussion, die den lebendigen, seiner Verantwortung bewußten Menschen von heute bewegen, ethische, soziale, staatsbürgerliche, volkswirtschaftliche, künstlerische Fragen. Auch die Berner *Hermann Rot* und *Werner Bula* — um nur diese zu nennen — rollen Schicksale auf, welche nicht nur die dörfliche Welt, sondern auch die vielgestaltigere Stadt zum Schauplatz haben, wie das schon Rudolf v. Tavel getan hat.

Bleiben wir zunächst einen Augenblick bei der Lyrik stehen! Nehmen wir das schmale, aber dem Gehalt nach um so gewichtigere Bändchen «*Stygüferli*» (berndeutscher Name für Kapuzinerkresse) von *Gertrud Burkhalter* zur Hand, sind wir baß erstaunt, welche Tiefen diese schlichten, aber rhythmisch und klanglich so reich gestuften Gedichte ausloten — wieviel vom allgemeinen Menschenlos diese Dichterin in ihre so persönlich geprägten und so bildhaften berndeutschen Verse einfängt: Unser tiefstes Sehnen und Hoffen, Wünschen und Wähnen, Freude und Schmerz bis nahe an den Rand der Verzweiflung hat hier seinen adäquaten Ausdruck gefunden — Geburt, Liebe und Tod, Alltag und Festtag, Natur und Landschaft. Manches ist aus der Perspektive des Jungmädchens von ländlicher, bäuerlicher Herkunft gesehen und von bestrickendem Liebreiz und erquickendem Frohsinn erfüllt, den Segen der Erde preisend und das naturverbundene bäuerliche Dasein und Werk. Der Ruch der Scholle steigt aus diesen Blättern auf und der Duft frisch gemähten Grases, es leuchtet und flimmert wie auf einer tauigen Wiese an einem schönen Sommermorgen.

I dräaje mi gäg d Sunne zue,
u wett mi dra vergüde;
u chunnt sie nume schüüch dür ds Gwülch,
es ma sech gäng verlyde.

Häb gäng u gäng der Hälli noo,
s cha glych jo nie gnue batte —
E Wulche cha eim d Sunne scho,
ds chlynscht Wort eim ds Gsicht zueschatte.

Auch das Bändchen «*Underwägs*» des Brienzers *Albert Streich* dürfen wir nicht übergehen, Verse in der altertümlichen Berner-Oberländer-Mundart, kantig und steinig wie der harte Fels und dabei im Seelischen doch von großer Zartheit, verhalten und herb, allen lauten Gefühlsausbrüchen abhold: Ausdruck der scheuen, keuschen Seele des Berglers: Natur- und Landschaftsbilder, das Leben und Treiben im Dorfe, der bürgerliche Alltag, kleine Genrebilder, manchmal ins Symbolische gesteigert.

Es gid der Ziiti,
die siin e-so täära,
ganz ooni Wiiti
und siin e-so schwärä;
gseescht niena, daß epumha Heitri macht,
ghei Shtärnen ir chiidigen, fiischterren Nacht!

In seiner Art ebenbürtig reiht sich den Vorgenannten ein dritter Berner an: *Hans Zulliger* von Ittingen mit seinem gehaltvollen Bande «*Aern*», Gedichten gleichfalls von tiefem Stimmungs- und Symbolgehalt. Einen nicht minder überzeugenden Beweis seiner starken Begabung hat er mit seinem Zyklus «*Buebebärg*» abgelegt, der dem todesmutigen, opferfreudigen Verteidiger des Städtchens Murten zur Zeit der Burgunderkriege gewidmet ist.

Mit Trummen u mit Pfyffe
Ga Murte ziet der Mutz.
Burgund i hääle Hüüffe
Wett dört i ds Uechtland schlüüffe —
Hie Bärn! Hie Schwyzertrutz!

Wir führen diese Gedichte vor allem als Zeugnis an, daß auch die *Mundartballade* und *-romanze* an Wirkung keineswegs hinter ihren schriftsprachlichen Geschwistern zurückbleibt, wenn ein Meister des Wortes und geborener Dichter sich ihrer annimmt. Alle Töne vom volksliedhaft Zarten und Schlichten bis zum gewaltigen, erschütternden Heldensang und dröhnenden Schlachtruf klingen da an.

Nur schnell im Vorbeigehen sei auch noch die Aargauerin *Ruth Staub* genannt, die in ihrem Erstling «*S Härzgygeli*» weiche, innige und auch wieder leicht beschwingte, freudig-humorvolle und schmerzliche Weisen anstimmt, die zu Herzen gehen.

Nicht geringer, weder an äußerem noch an innerem Gewicht, ist die Ausbeute auf dem Gebiete der mundartlichen *Erzählung*. Der bereits erwähnte Klettgauer *Albert Bächtold*, der sich schon in seinen drei früheren Werken als ein Erzähler von ungewöhnlichem Format bewährt hat, gibt in seinem Roman «*Wält unni Liecht*» der Geschichte seiner Augenerkrankung mit drohender Erblindung, ein Abbild des Lebens, dem Allgemeingültigkeit zukommt, und das ergreift und erschüttert. Nicht nur das Geschehen in der Klinik wird da mit nicht mehr zu überbietender Exaktheit und Treffsicherheit geschildert; es gelingt ihm, an Hand der Erzählungen Gespräche und Eigenarten seiner Leidensgenossen auch das Leben außerhalb der Spitalmauern in seine Darstellung einzubeziehen.

Von eindrucklicher Wirkung und nicht geringem ethischem Gehalt ist auch des Berners *Hermann Hutmacher* Erzählung: «*Dür ds Hagelwätter*». Der junge Bärenwirt hat seine Frau früh verloren und sollte nun für seinen ausgedehnten Betrieb wieder eine Wirtschafterin und getreue Sachwalterin und für seine Kinder eine zweite Mutter finden, damit nicht alles drüber und drunter geht. Weil er aber inzwischen reifer und anspruchsvoller geworden ist als in jungen Jahren, da er das erstmal auf die Freite ging, fällt ihm die Wahl schwer. Er bekommt es dabei mit den Listen und Tücken des andern Geschlechts zu tun und würde wohl zuletzt entweder an seiner Aufgabe verzweifeln oder doch noch in eine Falle gehen, wenn nicht seine kluge Mutter und der gütige, weitblickende Pfarrer, der offenbar die kernige, helläugige Weltanschauung des Dichters vertritt, ihm die Augen öffnen und die richtige Fährte weisen würden. An das Gute glauben im Menschen und Vertrauen haben in die göttliche Führung, aber trotzdem die Augen offen behalten

und die Hände rühren, so ungefähr lautet dieses mannhaftes, am Diesseits und Jenseits orientierte Glaubensbekenntnis des geistlichen Beraters.

Nicht wesentlich anders verhält es sich mit der Lehre, die uns *Werner Bula* in seiner Erzählung «*Die neu Chrankheit*» erteilt. Der Familie des fleißigen, rechtschaffenen Murer-Kobi, eines einfachen Handwerkers von altem Schrot und Korn, der es zu bescheidenem Wohlstand gebracht hat, droht Verarmung und Unfriede, weil die Putz-, Vergnügungs- und Verschwendungssucht und der Hochmutsteufel — das ist «die neue Krankheit» — von seinen Kindern Besitz ergriffen hat, unterstützt und begünstigt durch die verblendete Mutter. Im letzten Augenblick aber besinnt sich der Vater wieder auf seine erzieherische Pflicht, entlarvt das hohle und verlogene Scheinwesen, nimmt die Zügel wieder in die Hand und erzwingt von den Entgleisten in einer robusten Kur die Umkehr. «E braave Handwärker gilt hütt bi rächte Lüt gäng no mee wede e schlächte Gleerte, un es isch gäng no besser, i men eifache Bruef e Meischer z sy, wede i mene höhere numen e Handlanger!» Also ein Loblied auf den althreuesten, seines Wertes und seiner Würde bewußten Handwerkerstand, treue Pflichterfüllung und Liebe zur Arbeit überhaupt! Aber das ist noch lange nicht alles. Daneben wird ein ungewöhnlich reiches Netz von allgemeinemenschlichen Fäden geknüpft, Stadt und Land reichen sich die Hand, auch andere Stände und Berufe leihen ihre Farben zu dem bunten Gewebe.

Allen diesen Büchern eignet ein Gemeinsames, und das ist das eigentlich Tröstliche und Verheißungsvolle: Die Handlung ist stets getragen von einem starken Glauben an die Kraft des Guten . . . trotz allem! . . . und eine höhere Gerechtigkeit. Mut und Zuversicht strömt davon aus, Freude am Leben, Lust und Wille zu verantwortungsbewußtem Wirken.

Rudolf Hägni.